

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 4

Artikel: "Knall-Menschen" und Papuas auf Neuguinea

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

6. Ein Gafferöster zu dren oder vier Pfunden, sammt Chauffrette.
7. Par rencontre, eine sogenannte spanische Wand.
8. Man wünschte einen ungedeckten Char-à-banc, noch in gutem Stande, zu kaufen, so bald möglich. Im Be-richtshause zu vernehmen.
9. Ein wohl conditionierter wollener Frauenmantel.
10. Eine eiserne währschafte Geldkiste, mittlerer Größe.

„Par rencontre“ ist dasselbe gute Deutsch wie das moderne „Occasion“. „Bodentapis“ kauft wohl heute, wo jedes Kind über Bazillen Bescheid weiß, niemand mehr „Par rencontre“. Den Kaffee röstet in unsren Tagen selten jemand selbst. Der Glückliche, der für sein Geld einen Behälter sucht, ist heute wirklich zu beneiden. Nr. 4 ist ein Beispiel für die recht zahlreichen französischen Inserate — sie machen etwa einen Viertel der Gesamtzahl aus; ein Beispiel mehr dafür, daß die frühere Zweisprachigkeit unserer Stadt nach und nach zurückgeht, denn außer Angeboten von Sprachunterricht findet man jetzt selten mehr „Welsches“ im Stadtanzeiger. (Fortsetzung folgt.)

„Knall-Menschen“ und Papuas auf Neuguinea.

Man erwartet, der Ausdruck bezeichne irgend einen Papuastamm, der im Herzen dieser noch wenig durchforschten Insel, ehemaligem deutchem, heutigem holländischem und englischem Kolonialbesitz, sein Menschenfresserdasein friste. Aber dem ist nicht so. „Knall-Menschen“ bedeutet die Weißen. Der Ausdruck ist von den Ureinwohnern für sie gefunden worden, die mit ihren Knallscheitern den Urwald unruhig machen, die Wilden erschreden und auf weite Entfernungen vom Leben zum Tode befördern, die Bestände an Paradiesvögeln und anderem Getiere ausrotten, um Federn und Bälge gegen Dollars und anderes wertvolles Geld umzutauschen, Steuern in Form von Kokosnüssen abfordern und mit Gewalt erzwingen, „unsittlich“ nachgehende



Bei den Papuas. Der Wellen- oder Meer-Dema.

Kinder in Missionsstationen abfangen und in Hosen hineinsteden (was sie „Zivilisation“ heißen), Ländereien mit Stacheldraht und anderen Zäunen abgrenzen und als

„Eigentum“ gegen die „unbefugten“ Besucher mit der Büchse verteidigen, die althergebrachten, heiligen Volksfeste und religiösen Geheimriten abschaffen wollen, die Kopfjägerei untersagen, die Männer- und Jünglingshäuser aufheben und die soziale Schichtung in Clans und Gesellschaften durch ihre „besseren“ Ordnungen ersetzen.

„Knall-Menschen“ — es klingt wie Hohn, so als ob das Wort von einem wütigen oder geistreichen Papua erfunden worden wäre, um den ganzen Schwindel der europäischen Zivilisatoren zu kennzeichnen. Und doch ist es nur ein geschauder und empfundener, plastischer und naiver Ausdruck für das Kennzeichnende an den Bleichgesichtern, mehr nicht.

Der Basler Ethnologe Paul Wirz gibt uns in seinem Buche „Dämonen und Wilde in Neuguinea“ einen Bericht über die Dinge, die er während eines Jahre dauernden Aufenthaltes auf holländisch-neuguineischem Gebiete sah und erfuhr. Er schildert das Leben der Papuas, ihre Sitten, Gebräuche, Anschauungen, Religionen, die unter der Fuchtel der weißen Kulturträger jeden Tag mehr und mehr verschwinden, und ohne es zu wollen übt er an dem Tun der europäischen Eindringlinge sachliche, aber im Grunde genommen bittere Kritik. Schließlich kommt uns die papuanische Bezeichnung für die Zivilisatoren „Knall-Menschen“ als treffliche Brandmarkung vor. Wir schämen uns schon jetzt über ein Stück Weltgeschichte, das Leute unserer Rasse fern im stillen Ozean machten und sind weniger mehr geneigt, über die spanischen und portugiesischen Konquistadoren mit verächtlichen Worten Stolz zu schimpfen, etwa mit der Ausrede, das seien eben mittelalterliche Menschen gewesen, die so unmenschlich in Mexiko und Peru wirtschafteten — wir sehen ein, daß wir nichts gelernt und um kein iota besser geworden sind, wenn es gilt, Besitz zu erobern und ihn harmlosen Leuten mit weniger raffinierten Waffen wegzunehmen.

Kurz und gut: bei unseren Antipoden (ungefähr) geht eine Kultur eben unter. Was Wirz noch sah, ist schon heute dort nicht mehr zu beobachten. Der Europäer dringt immer tiefer ins Land ein, wo er einmal an der Küste festen Fuß gefaßt hat. Es spielt sich das alte Spiel ab: ein Missionar landet irgendwo, befehrt und macht sich verhaft — die Wilden erschlagen ihn — die Kunde dieses Geschehens gelangt an die Heimatregierung des Getöteten — man ist in seiner Ehre beleidigt und schafft Ordnung, indem man ein paar Kriegsschiffe hinschickt und Marinesoldaten landet, die die Wilden feierlich „bestrafen“ und „richten“. Dann setzt man einen neuen Missionar ans Land, mit ihm einen Handelsmann und eine Schar Soldaten samt einem Regierungsvertreter zum Schutze der „Kolonie“. Das Geschäft geht auf. Man gründet Farmen, wo Wilde als billige Arbeiter „Beschäftigung finden“, immer mehr Land im Umkreise der „Station“ wird unfrei und Besitz, die Wilden ziehen sich in die Tiefe der Inseln zurück, womöglich ins ungangbare Gebirge, wo sie am ungewohnten Klima und an den eingeschleppten Seuchen langsam aussterben.

Bekanntlich haben die Japaner die Insel Formosa mit ihren wilden Kopfjägern dadurch zivilisiert, daß sie Bombengeschwader über die Dörfer fliegen ließen und die Ureinwohner so einschüchterten, daß sie sich ergaben.

So arg haben es zwar die Holländer auf Neuguinea nicht getrieben. Sie gehen langsamer und weniger schmerhaft vor — aber sie gehen vor und setzen sich durch, und was bei den Japanern eine Tage weniger Wochen war, wird von den Holländern in Jahren stetiger „Arbeit“ erzwungen. Langsam, dafür um so sicherer und zuverlässiger.

Wirz sagt uns, daß die ansässigen Europäer und Chinesen auf Neuguinea die Wilden als Tiere betrachten. Denn sie sind — sie waren es nicht von Anbeginn — in einem kläglichen Zustande. Die meisten von ihnen leiden an Hautkrankheiten und Geschwüren, und fast alle sind von einer syphilitischen Krankheit angesteckt. Diese kann sich bei den rituellen Orgien und Festen äußerst günstig auf jedermann

verbreiten. Daß die Regierung — zwar aus christlich-sittlichen, nicht etwas aus hygienischen Gründen — gegen die Rituale mit großer Strenge auftritt und sie verbietet, bedeutet für die Erhaltung der Papuas einen Schimmer von Hoffnung. Doch bedeutet diese Unterdrückung für den Wissenschaftler den Untergang eines äußerst interessanten Forschungsgebietes. Denn alle die Sitten und Gebräuche der Wilden haben einen Sinn, ihnen liegt ein wohlgegrundeter Gedankengang zugrunde. Wirz suchte die Riten kennen zu lernen und ihren Sinn zu verstehen, und er sammelte von den primitiven Handwerksgegenständen, die durch europäische Fabrikware verdrängt wird.

Die Knaben, aber auch die Mädchen der Ureinwohner sind in verschiedene Altersklassen eingeteilt und werden in besonderen Häusern erzogen. Dabei wird darauf geachtet, daß sie nach jahrelangem Fernsein von ihren eigentlichen Eltern unter der Obhut des Mutterbruders (Resterscheinung ehemaligen Matriarchates) entzogen und entfremdet werden, ja, daß sie Mütter und Schwestern, bezw. Väter und Brüder nicht mehr kennen.

Wogu dieser Brauch, kann uns der Forscher nicht mitteilen. Wir vermuten, dahinter steckt die Sorge um die sogenannte „Ablösung“ von den inzestuösen Liebesobjekten. Die Psychoanalyse hat nachgewiesen, daß Kinder die andersgeschlechtlichen Eltern als erste Liebesobjekte wählen, und in den Neurosen zeigt es sich oft, daß zur Reifezeit die „Ablösung“ unvollständig geschah — der betreffende Mensch ist dann nicht recht fähig zur Heirat mit einer „fremden“ Person, weil er unbewußt noch an seinem ersten Objekte hängt und ihm zwangsmäßig treu bleiben muß.

Die Wilden bauen diesem Hängenbleiben auf doppelte Weise vor, durch die oben geschilderte Absonderung, die schon in frühen Jahren beginnt, und durch rituelle Feste, wobei für eine oder mehrere Nächte der Inzest gestattet ist. Wir betrachten ihn als verabscheuungswürdiges Verbrechen — aber wenn wir Sitten und Gebräuche der Wilden wissenschaftlich studieren wollen, dann dürfen wir nur Tatsachen feststellen und sie zu verstehen versuchen.

Am Meraukefluß, unweit der **Frederik-Hendrik-Insel** im Süden holländisch Neuguineas, liegt die Station Merauke. Von diesem Zentrum aus unternahm Wirz seine oft sehr gefährlichen und beschwerlichen Fahrten zu Wasser und zu Lande in die papuanischen Dörfer, von den anfängigen Weißen meist schmälerlich im Stiche gelassen, weil



Bei den Papuas einige Dema-Siguranten.

die es nicht begreifen konnten, daß jemand ihresgleichen die Wilden nicht als Bestien behandelte, und weil er, der die Gebrauchsgegenstände wie Messer, Beile und anderes mehr wohlfeiler austauschte als seine „Brüder“, als gefährlicher Konkurrent betrachtet wurde.

In einer nördlich von Merauke gelegenen Siedlung, in Kumbé, gelang ihm die erste Annäherung an die Wilden, und er konnte einem Ritus zusehen, dessen Sinn ihm vorläufig noch verborgen blieb. Denn den Wilden ist verboten, über ihre Geheimfeste mit Frauen oder mit Fremden zu sprechen. Der Dema, ein dämonartig gedachtes Wesen, zu dessen Ehren das Fest stattfindet, würde den Verräter bestrafen, und zwar mit dem Tode.

Trotzdem gelang es dem Forscher später, verschiedene Rituale zu ergründen, und wo er sich als „Mitwisser“ zeigte, fand er sogleich das Vertrauen der Papuaner, als ob er selber zum betreffenden Stamm gehörte hätte. So hatte er einmal ein Schwirrholz erhandelt. Als er vermuten ließ, daß er dessen Bedeutung erkannt hatte, erschraken die Wilden zuerst und baten ihn, die Bedeutung nicht vor den Weibern zu verraten, und dann behandelten sie ihn als ihresgleichen und schauten sich nicht länger, ihn in ihr geheimes „Wissen“ einzuweihen.

Zu ihren Festen zieren sich die Wilden, indem sie vorerst ihre Haare mit allerlei bastartigen Gewächsen verlängern und so flechten, daß sie in langen dünnen, rutenförmigen Strähnen bis fast auf den Boden reichen. Allerlei Schmuck aus Federn, Muscheln und den Zahnen erlegter Tiere wird umgelegt, der mit Narbentätowierungen verzierte Körper wird mit allerlei Farben drastisch bemalt. Die Dema-Darsteller erhalten besondere phantastische Kostüme, die erraten lassen, daß der Kult vom Totemismus herstammt. Darunter versteht man den Glauben, daß die Menschen von gewissen Tieren oder Pflanzen abstammen, die also ihre Urväter bedeuten und als solche verehrt werden.

Beispielsweise: der Totem sei der Jaguar. Niemand darf, der zur Totemgruppe des Jaguars gehört, die sich „Jaguare“ nennt, einen Jaguar töten, denn das würde wie Vatermord bestraft. Es besteht der Glaube, daß der Jaguar seine „Enkel“ schützt und nicht angreife. Zu gewissen Zeiten jedoch wird ein Jaguar rituell getötet und von allen Stammesgliedern während eines Festes verspielen (Totemmahl), entsprechend dem christlichen Abend-



Bei den Papuas. Vorbereitungen zu einem Fest.

mahl, das auch den Sinn einer innigen Vereinigung mit dem „Vater“-Gotte hat). Nachher findet eine Fast- und Reinigungszeremonie statt, dem Totemtire wird geopfert — und in früheren Zeiten werden es wahrscheinlich Menschenopfer gewesen sein, die man den Jaguaren aussetzte.

Rehren wir aber zum Feste der Papuas zurück. Schon lange, bevor der Dema-Darsteller vom Strand her aus dem Busche erscheint, tanzen Gruppen von Männern und Frauen zum Klange von Trommeln, die sie mit sich schleppen, und zum Geschrei geheimnisvoller Worte, deren Sinn wiederum nur Eingeweihte kennen. Der Tanz dauert bis in die tiefste Nacht. Die Leute schwitzen, denn das Trommeln und Tanzen ist sehr mühsam, die Dema-Figuranten treten auf und verschwinden wieder im Busche, zwischenhinein wird Sagoluchen verpiessen, den die Frauen bereit haben und in Blättern anbieten, und man kaut Betelnüsse oder andere ähnlich wirkende Pflanzenteile. Hierauf geht der Tanz weiter und hört erst dann auf, wenn der Morgen graut und sich alles in den Busch stürzt, um das Fest mit einer Orgie zu beenden. Es findet mit einer Wildheit und Leidenschaftlichkeit statt, von dem sich der Europäer nur dann einen Begriff machen kann, wenn er vielleicht einmal während des letzten Krieges einen Sturmangriff mitmachte oder beobachten konnte. (Schluß folgt.)

Ich hatt' einen Kameraden . . .

Skizze von F. P., Ins.

Es ist Sonntag vor Allerseelen. In der Marxmatte droben, wo das Dorf zu Ende geht, haben sich die alten knorrigen Kirschbäume mit ihrem leuchtendsten Rot geschmückt. die Lärchen und Buchen des nahen Holzes wetteifern in zartem Gold und sattem Braun, und die fernen Jurawiesen schimmern im duftigsten Novemberraugast.

Da wo die immer schmäler werdende Dorfstraße sich in das weite Oberfeld verliert, steht eine zahlreiche Menschenmenge vor einem der ältesten Häuser. Manch einer ist drunter, der nicht in diesem Dorf geboren. Seine erstaunten Blicke verraten, daß er bis jetzt nur den Teil der Ortschaft kannte, in dem sich das reiche Verkehrs- und Geschäftslieben abwickelt, und daß er dieses idyllische Flecklein Erde im hochgelegenen Oberdorf heute zum erstenmal sieht.

— Doch da wird eine umflorte Sängerfahne um die letzte Wegbiegung getragen. Der Männerchor erscheint, um einem gottbegnadeten Sänger die letzte Ehre zu erweisen. Ein Ueingeweihter hätte wohl glauben können, es handle sich um das Begräbnis irgend einer politischen oder wirtschaftlichen Größe. Der Mann aber, der jetzt in seinem Sarge durch die niedere, rauchgeschwärzte Türe des altalemannischen Hauses in den Hofraum getragen wird, hatte ein äußerst bescheidenes und einfaches Wesen an sich, und er hat sich eigentlich in seinem ganzen Leben durch nichts anderes auszeichnen und hervortun können, als durch seine wunderbare Stimme.

Ich hatte ihn schon als ganz kleinen Knaben kennen gelernt, da unsere Großmütter Schwestern waren und fast Haus an Haus im Dorfe wohnten. Er kam hier und da abends zu uns mit seiner Großmutter, wenn diese ihrer Schwester etwas zu klagen oder eine große Neuigkeit anzuhören hatte. Da sah ich ihn grad noch vor mir, wie er bei einem solchen Besuch den beiden alten Frauen mit wunderschöner, klarer Stimme das röhrende Liedchen vom Waisenkind sang und damit Ströme von Tränen entfesselte bei seinen Zuhörerinnen. Ich kam just vom Stalle her zur Rückentüre herein mit meinem Onkel und blickte voll Bewunderung auf den kaum vierjährigen Sänger, der sich durch unser Erscheinen gar nicht aus dem Geleise bringen ließ. Bis dahin hatte ich mich ihm stets überlegen gefühlt, besonders weil er lange nach mir den Meitlirock hatte ablegen dürfen. Er benahm sich auch immer so lästig in unserer Stube, ja selbst in der großen Küche, wo er selten

zum Tisch kommen wollte, um mit mir zu spielen. Er blieb fast immer neben seiner Großmutter auf der Holzkiste am wärmenden Ofenmäuerchen sitzen. Ebenso konnte er die dicken Späße meines allzeit scherzenden Onkels nicht vertragen und hatte einen Heidenrespekt vor meiner schön gekleideten Tante, wenn sich deren stattliche Erscheinung grüßend im Rahmen der Stubentür zeigte.

Als wir dann im Frühling zusammen in die Gäggelschule gehen mußten, da zeichnete er sich schon am ersten Tage durch allerlei Vorzüge aus. Er blieb ruhig an seinem Platze sitzen und wendete kein Auge von der schönen Lehrerin mit den rosenroten Wangen, den hochgewölbten schwarzen Augenbrauen auf der weißen Stirn und dem glänzend glattgeschleiften Haar, so daß ihn dieselbe uns als Muster vorstellt. Was ihn aber auch in den Augen der Mitschüler hoch erhob, das war seine wundervolle Stimme, mit welcher er nicht nur die salbungsvolle Lehrerin entzückte, sondern auch die Herrschaften de Bury, die Stifter der Schule, fast täglich in die Klasse lockte. Madame sah meinen schüchternen Kameraden oft am Rinn, blickte ihm lieblich in die blauen Augen und streichelte seine schmalen, blassen Wangen. Jeder von uns gab sich dann alle Mühe, es ihm nachzumachen, und so wurden wir eine ausgezeichnete Singklasse. Nebst vielen Kinder- und Spielliedchen brachte uns die Lehrerin sogar ein französisches Wiegenliedchen bei. Als Monsieur de Bury dieses zum erstenmal hörte, legte er seine würdevolle Maske ab und verzog sein aristokratisches Gesicht zu einem gnädigen Lächeln.

In der „rechten“ Schule dann, bei der feinen, freundlichen Frau Studi, da sang unser Sänger ganz von selbst an, die Begleitstimme der Lehrerin nachzuhahmen. Nun mußten wir oft zu Hause unsere Schullieder zweistimmig vortragen, und alle bewunderten seine Geschicklichkeit, besonders meine Großmutter, welche selber auch eine schmiegsame, volle Altstimme besessen hatte. Sie konnte es aber nie leiden, wenn ich „angert“, also Begleitung, singen wollte. Der Robi soll, der kann es besser.

Im zweiten und dritten Schuljahre, bei der energischen Frau Külling, da ging's dann schon regelrecht zweistimmig, und mit berechtigtem Stolz führte diese ihre kleine Sängerschar vor bei Schulbesuchen und am Examen. Aber auch die erste Lehrerin kam oft für ein Weilchen hinüber in unsere Klasse, wenn wir Gesangsstunde hatten und das Waldkirchlein so lieblich erklang. So hell wie der Robi konnte halt keiner das Glöcklein nachahmen. „I ha halt minigute Sänger nie vergäss“, sagte sie dann, wenn sie ebenso geräuschlos wieder hinausging wie sie gekommen war.

Als wir im vierten Schuljahr zu dem lebenslustigen und sangesfreudigen Lehrer Külling kamen, der uns manch fröhliches Liedchen vorfidelte auf seiner Geige, da waren wir alle voller Freuden. Aber o weh! Schon in der zweiten Singstunde wurden Noten gedrillt. Um diese schwarzen Alexe hatte sich bisher mein Kamerad nicht viel gefummert, und die Lehrerinnen hatten es nicht bemerkt, da sie wohl annahmen, er als bester Sänger werde die Noten schon kennen. Der Lehrer aber entdeckte seine Blöße, und ich wagte es hier anfangs noch nicht, ihm vorzuflüstern. Der Fidelbogen sauste auf den mageren Rücken nieder, und als wir am Schluß der Stunde noch einige Lieder singen sollten, da hatte Robert noch nicht ausgeweint. Die Lieder tönten läßlich ohne unsern Vorsänger. Der Lehrer behandelte ihn von jetzt an sehr nachsichtig, um ihn nicht zu verstimmen, denn auch er konnte sich dem Einfluß dieser seelenvollen Stimme nicht entziehen. — Im fünften und sechsten Schuljahr saßen wir noch immer Seite an Seite bei dem Lehrer Joel Leuenberger, und kein Examen verging, ohne daß wir zwei etwas zum Besten gegeben hätten.

Damals war in unserem Dorfe das Weihnachts- und Neujahrsingen noch Mode. Wir waren nun alt genug und durften auch mitmachen. Als sich die Mitschüler einige Tage vorher zu größeren und kleineren Gruppen vereinigten, taten wir immer so, als dürften wir noch nicht ganz für sicher